

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1925

17.5.1925 (No. 20)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

14. Jahrg. No 20



17. Mai 1925

Gustav Baumann / Vom tieferen Sinn des deutschen „Maien“.

Eine Volksliedstudie.

Der Mai, der Mai, der liebliche Mai
Der Mai und der ist kommen.
Ich ging in den Wald und holt mir einen Mai:
Der Mai und der war grüne. — — —

Tausendfältig verschieden, aber immer wieder im obigen Sinne, nur mit anderen Worten, Rhythmen und Reimen, so besingt das deutsche Volk seit vielen hundert Jahren sein Maien-
glück, das ihm gleichbedeutend ist mit Lebens- und Liebesglück. Unermüdet, unerschütterlich in seinem Gemüts- und Seelenleben drängten im Laufe der Zeit immer wieder neue Quellen anders-
gearteter dichterischer Gestaltung des alten Vorwurfs zum Lichte empor. Wonnesam rauscht es im maiengrünen Dichtervald des deutschen Volksliedes der verkloffenen Jahrhunderte. Ja: willst du die Seele deines Volkes, deiner Vorfäter, ihre geistige Einstel-
lung der blühenden Umwelt gegenüber kennen und schätzen lernen, dann lasse du die paar Mailieder meist Kunstlieder, die im Volksliedebuch oder im Volksliedbuch quädelige Aufnahme fanden, beiseite und gehe den alten ungelehrten, aber um so tiefer empfundenen Volksglieder deines Volkes nach. Dann werden sie dir zum Jungbrunn neuer vaterländischer Offenbarungen werden.

Abgesehen von diesem rein gefühlsmäßigen, dichterischen Gehalt dieser Mailieder bieten sie uns aber außerdem noch, ins-
besondere die älteren, tiefe Einblicke in die Geisteswelt längst abgelaufener Kulturen, Sitten und Gebräuche, die in manchen deutschen Landesteilen seit Generationen abgekommen oder höch-
stens noch bei Kindern, in ihren Sagen und Spielen in Mode sind. Denn, wenn man dieser Lieder Form deren Inhalt gegenüber-
stellt, so verblüfft das immer wiederkehrende Motiv des „Maien“, des Maibaumes, oder des „Balmen“, wie man in alemannischen Landen sagt. Mai und „Maien“ scheinen in diesen Liedern unzer-
trennlich, selbst geeignet einander zu ersetzen im dichterischen Bilde, eines des andern „alter ego“, zweites „Ich“, kurzum der „Maien“ ist, wie die Literaten zu sagen pflegen: eine Metapher.

Maibaum und Liebesglück! wie reimt sich das zusammen? Und doch lehren immer wieder dieselben Vergleiche in Lied und Sitte und Brauch, nicht nur in Deutschland, so daß es sich ver-
lohnen dürfte, darüber nachzuforschen, welche tiefere Bemannung nun eigentlich dieser dichterischen Metapher, den wir im Grunde gar nicht mehr verstehen, welche Gedankenverfettung einander weisensfremder Gegenstände hier obwalten muß, die sicher das Er-
zeugnis einer Denkweise war, die grundverschieden von unserem heutigen, rein logisch-analytischen Denken, einer älteren, verschüt-
teten Schicht menschlicher Vorstellungsläufe angehört haben muß.

Wählen wir, dies zu unteruchen, ein Beispiel, eines der schön-
sten meiner alemannischen Heimat, das etwa in der Gegend des Oberrheins zu Hause ist. Es lautet:

I laß „sie“ grüße
Dür e hochi Tanne:
die Bitt ich do
zum wibe-n und zum manne!

Zunächst macht dies Liedchen ganz den Eindruck, als wäre es einem Werber, einem Brautaufrager in den Mund gelegt, der seinen Auftrag, wie alle anderen derartigen Funktionen, wie Liebesbitten, Hochzeitsladen und so fort, in irgend eine, für jene nativen Zeiten bezeichnende, stereotype Formel kleidete, die er

auswendig lernte und immer wieder herunter sagte, ehrfürchtiger in Haltung und Gebärde als inhaltlich original. Freilich ist diese Form der Freite in unserer Zeit längst abgekommen. Nur noch in Hochzeitsritten, wo der Brautführer, der wahrscheinlich auch früher Brautwerber war, und auf alten Abbildungen finden wir diesen den Hochzeitszug eröffnen, angetan mit einem von Bändern verzierten langen Stöcke, dessen oberes Ende ein Granatapfel oder ein baumkronenähnliches Gebilde zeigt. Granatapfel und Baumkronen vertraten also früher die Stelle unserer heutigen Blumenpenden. Diese Erklärung muß freilich als richtig bezeichnet werden. Trifft sie aber, so darf mit Recht eingewendet werden, das Wesen der Sache, die tiefere Bedeutung, den allegorischen Sinn? Gewiß nicht! Heute drücken wir unseres Innern tiefstes Fühlen „durch die Blume“ aus. Wie kommen unsere Urabnen dazu, für solche delikate Zwecke sich der Tanne oder eines anderen Baumes zu bedienen?

So belangreich diese Frage und deren Lösung für das Ver-
ständnis für Maienvolksriten und Liebeslieder der Volkskunst ist, zum ersehnten Ziele kann man nicht gelangen dadurch, daß wir etwa Umfrage halten bei unseren deutschen Volksstämmen oder bei unseren mehr oder minder freundlich gesinnten fremdvölkischen Nachbarn. Auch nicht dadurch, daß etwa das altdenke oder gar alteuropäische Schrifttum zum Studium herangezogen wird. Das wäre vergebliche Liebesmühe. Die Hände, die sich der Tanne als Mittel zur Freite im vollen Bewußtsein ihre Tragweite und des inneren Gehalts dieses Sinnbildes bedienten, die uns einzig diese zarte Anspielung hätten einwandfrei und vor allem eindeutig hätten erklären können, die konnten überhaupt noch nicht schreiben und uns also auch keine schriftlichen Quellen hinterlassen.

Was bleibt anderes übrig, als tiefer zu schürfen, den Kultur-
sinn unserer Tage zu durchstoßen und uns in jene fernem, längst abgelaufene Zeiten und der Vorstellungswelten der Menschen jener Tage hineinzuwenden versuchen oder bei noch ursprünglicher fühlender, zäher als wir Europäer am Alten hängender, heute noch lebender, primitiverer Kulturmenschen Umschau und Umfrage zu halten, dort, wo Tannenbaum und Granatapfel noch dieselbe Rolle im Umgang des Menschen mit seinen Mitmenschen spielen wie bei uns — in China und Japan?

Unter einem derart eingestellten Gesichtswinkel erscheint es sehr wohl möglich, sehr nahe dem ursprünglichen Sinne der Grundbedeutung des dichterischen Vergleichs und der darauf be-
züglichen Volksriten zu kommen. Denn wie alle Volksriten, die nicht, wie Prof. Baumann sehr treffend sagt, sich als gesunkenes Kulturgut von sog. besseren Kreisen entlehnt, sondern wirklich ursprünglicher Gemeinschaftskultur entstammen, entpuppen sich als Betätigung uralter volkreiligiöser Vorstellungen, die im Volke geboren, von hoch und niedrig verstanden, von allen getätigt und von der Volksdichtung poetisch ausgeschmückt werden und in der Volkskunst, sei es Dichtung, Zeichnung, Lied, Plastik oder Bau-
kunst tausendfältige Verwendung finden. So auch in dem an-
geführten Beispiele oberdeutscher Volksdichtung von der Tanne als Sinnbild der Freite, das sich gleichfalls bei genauerem Zusehen herausstellt als Ueberbleibsel einer uralten Gattung der Volks-
religion, als präanimistischer Baumglaube. Diesem Glauben zufolge, eine Weiterentwicklung des Weltbildes fecht

gewordener Jägerstämme, entstammen die Urväter des Menschengeschlechts, der Sippe gewissen menschengewordenen Baumarten, leben und sterben und verwandeln sich nach ihrem Tode, der Mutter Erde wieder entstehend, von neuem in menschengestaltige Bäume als „Numen“, wie sie die Römer bezeichneten. Sagten doch diese selbst von ihren Vorgängern, den Estruskern, sie seien ein „hartes, dem Eichenbaum entsprossenes Geschlecht“. Ursprünglich doppelt geschlechtlich gedacht, lernten diese Jägerstämme bald männliche und weibliche Bäume zu unterscheiden, deren „Numen“ dann jeweils als Jungfrau oder Jungling, aster und Embla, Eiche und Erle, wie die alten Germanen sagten, gedacht wurden. Dieser baumgestaltig gedachte Urvater der Bauernsippe wird zum Schutzgott des Bauernhauses, in dessen Mittelpunkt er seine Wurzeln schlägt, wie in Niederachsen beispielsweise, wird Gegenstand frommer Verehrung und überragt wohl in Urzeiten noch des Hauses Firs, wie Altjapanische Tempelhausumzüge schlagend beweisen und wie auch unser „Nichtmalen“ auf des neugebauten Hauses Gespär heute noch bartut. Er ist der geistige Zusammenhalt der Sippe und die sinnbildliche und konstruktive Stütze des Hauses. Das Schicksal beider wird ihm anvertraut, seinem Willen beliebt Wachstum, Wohlstand und Nachkommenchaft, Untergang oder überschwengliches Glück, er ist der Sippe Schicksalsbaum, ihr „großer Pan“.

Damit dürfte das Wesen des Baumglaubens, soweit erforderlich, hinreichend umrissen sein. Dabei sei noch erwähnt, daß die Gattung des Baumes je nach Volk und Landschaft sehr häufig wechselt. Versuchen wir, nun soweit vorgebrungen, den ersten Satz des Liedleins zu verstehen in seinem ursprünglichen Sinne, den Satz:

I laß sie grüße dur e hochi Tanne.

Zunächst also haben wir eine eigenartige Form des Grußes mittels einer Tanne vor uns. Es erhebt sich die Frage, ob diesem Grusse eine ein- oder mehrfache Deutung unterliegt. Wenn wir uns dessen erinnern, daß wenigstens bei uns in Süddeutschland zum ersten Malen die jungen Burschen ihrer Angebeteten einen mit Bändern geschmückten, frischgrünen Tannenbaum vor ihre Türe aufpflanzen, so müssen diese beiden Auffassungen unbedingt miteinander Bezug haben. Wie steht es damit?

Um gleich das Ergebnis vorweg zu nehmen, sei angeführt, daß diese Sitte mit einem uralten Neujahrsanfangsbrauch auf das innigste zusammenhängt. Ein Jahresanfang im Wonnemonat?? Gemach! Dem ist schon so! So mannigfaltig die Völker, die Sitten und Gebräuche, so mannigfaltig müssen in uralter Zeit die Zeitpunkte der Jahresanfänge gewesen sein. Winter, Frühling, Sommer oder Herbst, es bleibt sich gleich, für alle diese Zeitpunkte ließen sich Völkerschaften vergangener Zeiten spielend nachweisen, die ihre Jahresanfänge dahin verlegt haben.

Diese vorhistorische Verschiedenartigkeit der eingeborenen und eingewanderten Volksstämme Deutschlands wirft ihre Schatten, insbesondere was die Jahresanfänge anbelangt, bis tief ins Mittelalter, wo es noch nicht weniger als sechs volkstümliche und sechs offizielle Jahresanfänge gab, die sich fast über das ganze Jahr verteilten. Unter diesen befindet sich auch der Jahresanfang am ersten Mai, dem Geburtstag der Sonne, beziehungsweise ihres Attributieres, des Sonnenhahnes, von dem später noch des ausführlichen die Rede sein wird. Seine Regentschaft dauert, an Sommer Johanni zur höchsten Macht gelangt, den ganzen Sommer über, bis die Sonne ihre Kraft verliert, bis Martini (11. November), wo er abgeschlachtet wird und der Gans, dem uralten Sinnbild familiären Einvernehmens (häusliche Winterobende der Weiber- und Männer „völker“) das Feld überläßt. Erinnern wir uns doch der alten Auffassung, wonach man ursprünglich das Jahr nur in zwei Teile teilte, in Sommer und Winter, Sinnbild des Sommers muß ursprünglich der Hahn, dasjenige des Winters die (Schnee-)Gans gewesen sein. In der Folge wurden diese Tierbilder vermenslicht, der Sonnenhahn durch den „Hans“, die Gans durch die „Grete“ ersetzt, einfache aber doch beredte Sinnbilder ewigen Wechsels von Tag und Nacht, als „Eintagsjahr“ aufgefaßt, wie etwa in der Bibel des alten Testaments, beispielsweise Methusalem, — des Wechsels von Sommer und Winter, warm und kalt, männlich und weiblich, von Yang und Yin, den beiden ältesten Sinnbilder chinesischer Naturphilosophie. So aufgefaßt klärt sich das bisher ungelöste Rätsel der Deutung der beiden chinesischen Zeichen spielend auf. Um Yang zu schreiben benötigen die Chinesen sehr einfach das Zeichen für einen Erd- oder Misthaufen, auf dem ein Hahn (durch dessen Schwinge angedeutet) steht, der (krähend) die Augen rollt.

Aber auch noch eine Menge anderer Beweise ständen zur Verfügung, um darzutun, daß der erste Mai ein uralter deutscher Jahresanfang ist. Denken wir nur an den Hexenabath auf dem Broden, der wilden Jagd, an das wilde Heer der Walpurgisnacht, der alten Verfinstlichung mächtig einkehrender Frühlingstürme. Bei jedem Jahresabschluss uralter Völker öffnen sich die Gräber, denen die guten und bösen Urachen, nach ältester Auffassung in leiblicher Gestalt, später als „Seelen“ entstiegen.

Kurzum, ein Jahresanfang also ist der erste Mai, dessen Sitten in der Hauptsache nach dieser Richtung hin erklärt werden müssen.

Wer mag aber so vermessen sein, zu behaupten, daß die Uebermittlung eines Grußes mittels einer Tanne, das „Maiensteden“, ist gleichfalls nichts anderes, einen Neujahrsgruß darstelle? Nichts einfacheres als dies. Allerdings bedarf es eines kleinen Sprunges hinüber nach Asien, wo die Menschen sich noch der alten bei

uns längst abhanden gekommenen Sitten und Gebräuchen und Sinnbilder bedienen, oder wenigstens sich bis fast in die Neuzeit bedient haben, etwa bei den Chinesen und Japanern.

Inbesondere die Chinesen, Zeichner und zeichengewandt wie sie alle sind, lieben es sehr, die Gefühle ihres Herzens durch Abbilder von Gegenständen, durch „die Blume“ auszudrücken. Freilich, wie unsere deutschen Gratulanten schleppen sie keine Bäume mehr aus dem Wald und pflanzen sie vor dem Hause oder gar auf dem Dache auf. Sie erheben ganz einfach das Original durch das Abbild, durch das Sinnbild, das Symbol, durch die Neujahrskarte, auf welche derartige Dinge gemalt sind. So berichten uns die alten Chinamissionare, daß beispielsweise vor etwa einhundertfünfzig Jahre in Peking die Sitte bestand, an Neujahr Glückwunschkarten zu versenden, auf denen nicht etwa die uns wohlbekannte abgedroschene Formel stand, auf der vielmehr drei Abbilder verzeichnet waren: eine Tanne, bei den Chinesen dazumals Sinnbild überschwenglichen Glückes, ein Kind (Nachkommenchaft) und ein Mandarin (Karriere, Fortkommen).

Bedarf es da noch weiterer Beweise. Was bedeutet aber überschwengliches Glück für den „unkultivierten“ Menschen ohne Nachkommenchaft? Sie sind ihm gleichbedeutend, denn zahlreiche Nachkommenchaft blieb ja Endzweck und Ziel jeder Bauernfamilie, ihre „Hoffnung“. Wir dürfen daher annehmen, daß das abgebildete Kind nur eine Verdoppelung, eine Wiederholung des ersten Sinnbildes darstellen sollte.

Aber, so dürfen wir doch mit Recht fragen, welchen realen Endzweck hat denn jede vernünftige Freite, als den einer künftigen zahlreichen Nachkommenchaft, einer Zuchtwahl, wie man sich heutigentages so gebildet auszudrücken beliebt!

Schon hieraus ergibt sich aus dem schönen Vers: I laß sie grüße dur e hochi Tanne, die Tatsache, daß in diesem Grusse außerdem ein Neujahrsgruß und bereits eine versteckte Werbung enthalten ist. Die Tanne als Sinnbild überschwenglichen Glückes! Erklärt dieser Urväterglaube nicht mit einem Schläge alle noch heutigentages bei Freite und Hochzeitsfeier eine so große Rolle spielende Verwendung dieses Baumes?

Doch damit ist der Kreis der Untersuchung noch nicht ganz abgeschlossen. Ein Vergleich nordchinesischer und sinitojapanischer Zeichenschrift legt die Vermutung sehr nahe, daß ursprünglich an diese Tannen als ausgesprochenes Sinnbild überschwenglichen Glückes (Japan. daidai genannt), Granatäpfel, Pomeranzen oder Apfelsinen gebunden wurden, eine Praxis, die noch am Weihnachtsbaum allgemein üblich ist.

Die Richtigkeit dieser Annahme vorausgesetzt, lassen sich eine Reihe neuer Aufschlüsse rekonstruieren. Entnimmt die Umwohne der hohen Tanne die Aepfel, das Sinnbild der Liebe, so konnte die Werbung ihrerseits als angenommen gelten. Der Glücksbaum wird dadurch zum Lebensbaum, im Paradies des alten Testaments zum Baume der Verführung und des Sündenfalls (was sich auch sprachlich nachweisen ließe). Auf die Gedanken- und Sprachwelt uneres alemannischen Liedchens übertragen, würde dies bedeuten: du darfst zu mir auf die „Kilt“ kommen, auf bayrisch: du darfst bei mir „fensterln“. In der vorarischen Sprache der Oberdeutschen, die ich wähe entdeckt zu haben, ist „Kilt“ und Glücksbaum nämlich Homonym und Synonym. Kilt im Sinne der heutigen Schweizer gebraucht, bedeutete nämlich nichts weniger als ursprünglich „Abend“, wie allgemein sicher fälschlich angenommen wird, sondern etymologisch nachweisbar entweder innige Gastfreundschaft oder häusliche Verbundenheit oder beides. Daß diese „Kiltgänge“ vor das Schlafstudenfenster der Angebeteten oder in den Spinnstuben mit Vorteil nachts stattfanden, leidet noch lange nicht das Recht ab, Kilt mit „Abend“ oder Nacht zu übersehen.

Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß das „Maiensteden“ einer Werbung gleichkommt, so bekräftigt dies die folgende Strophe:

Die Jilt isch cho, zum wiibe-n und zum manne.

Tannenbaum und Sonnenhahn gehören unzertrennlich zusammen. Je höher das Glück, um so höher steigt die Sonne. Tannenbaum und Sonnenhahn sieht man daher auch heute noch als Hochzeitssticker auf Bettlaken und Brauthemden häuerlicher Brautausstattungen. Forscht man genauer nach, so findet man diesen häuerlichen Glücksbaum auch im Monde zu dem noch heutigen Tages die chinesischen Mädchen um Brautchaft, Ehe und Nachkommen beten. Sonne und Mond heute noch im Französischen männlichen, bezw. weiblichen Geschlechts, ergänzen sich also auch hierzu wie oben zu jenem großen Dualismus des Weltgeschehens auf die kleinen Verhältnisse der werdenden Familie übertragen.

Und auf dem Baum die Kette
sind unsere Kleinen ja
die lieben kleinen Kinder!

sagt doch so schön ein russisches Volksliedchen aus dem Gouvernement Perm, das Mannhardt (W F R 46) anführt. Bedarf es angesichts dieser Auffassungen noch weiterer Erläuterungen?

Wie alle Volksitten und Gebräuche, entblätterten sie sich, einem Baume vergleichbar, immer mehr, verschwanden langsam aber stetig einzelne scheinbar unbedeutende, aber für die Rekonstruktion ihres Sinnes und des vorgehichtlichen Weltbildes, das sie erklären helfen, höchwichtige Einzelheiten.

Auch in dem angeführten Falle des „Maiensteden“ muß dies der Fall gewesen sein. Denn mit der Annahme der Werbung seitens des Mädchens war der „Fall“ entschieden noch nicht er-

lediat. Auch das Oberhaupt des Hauses wird bei dieser Gelegenheit noch ein Wörtlein mitzureden gehabt haben. Wenn meine angestellten sprachlichen Untersuchungen nicht trügen, scheint die Form der Annahme der Werbung seitens des Patriarchen darin bestanden zu haben, daß dieser vom Stamme des Baumes einige Zweige mit in das Haus hereinnahm. Wir Deutsche verstehen unter einem Sproß eines Familienbaumes nur die Kinder, während bei einigen asiatischen Stämmen (Maoke = Lao, Koran) dieses Wort stammsverwandt mit unserem „Schwieger“ zu sein scheint. Genaueres wird sich kaum mehr ermitteln lassen. Vielleicht daß sich in der Schweiz am ehesten noch Anhaltspunkte finden ließen; geschieht doch dort nach Hoffmann-Krayer im Val Verzasca die Werbung heute noch in ähnlicher symbolischer Weise wie das „Maientrecken“. Der Freier legt vor die Thür des Mäd-

chens ein Holzstück, wird dieses in das Haus hineingetragen, so gilt die Werbung als angenommen, wohl eine Anspielung auf den heiligen Hausherd.

Am erkohnten Ziele angelangt, blicken wir zurück. Wir sahen in welcher sinniger Form unsere Vorfahren sich der Tanne bei dem heikeln Geschäft des „Wibets“ bedienten. Baum und Wald waren ihre höchsten Symbole, das sie auf der Höhe des Lebens stehend, auch in den Zeiten überschwenglichen Glückes in Brautlichkeit und Ehe nicht vergaßen, sondern sich ihrer in diesen glücklichen Tagen erst recht bedienten. So dachte und denkt man ähnlich heute noch im Volke mehr geahnt und gefühlt als bewußt, immer aber in Formen, deren Neukerungen bis in die tiefsten Tiefen ein Verwahrsein mit der Natur und eine innige Liebe zu ihr erraten lassen.

Fritz Droop / Ein Ausflug ins Romantische.

Die Stadt von Werthers Leiden.

In Weklar stehen zwei Dome: Der eine ragt mit stolzen Säulen in den Himmel und ist von eines Meisters Hand erbaut; der andere ist ein kleines schlichtes Haus, ein Zimmer nur, das Zimmer Lotte Buffs. . . Die Liebe hat den Raum zum Tempel geweiht; noch immer weht ein zarter feuchter Duft um diesen Raum und um das Bild aus Lottes Jugendzeit. In diesem Zimmer ist Weklars Seele daheim; denn Weklar ist nur Denmal, ist nur Name, trotz seiner arbeitsamen Industrie. In Weklar wachst du sicher mit einem Ritzen von Goethe auf, und abends gehst du sicher damit schlafen. Hier bist du jeder Gegenwart entrückt und deine Augen gehen in die Weite, an Garbenheim, das draußen an einem sanften grünen Hügel lehnt.

Vor hundertundfünfzig Jahren pilgerete hierher ein junger Mensch von hoher Gestalt. Er trug wie die andern Männer der damaligen Zeit einen schwarzen Dreimaster auf dem Kopf, und einen Jopi dazu. Nur das Tuch seines blauen Biedermeierfracks war etwas feiner als gewöhnlich, und die Knöpfe seiner gelben Weste blühten von edlem Metall. Und die ihm begegneten, blieben wohl stehen und schauten dem einsamen Wanderer nach, wenn sie seine großen klugen Augen und den Glanz auf seiner weißen Stirne gesehen hatten. Denn der dort des Weges kam, war der junge Dr. Wolfgang Goethe, der am 5. Juni 1772 als Kammergerichtspraktikant in die alte Reichsstadt Weklar eingezogen war. Aber die grauen Straßen und Gassen waren ihm bald zu eng und sein Herz so übertoll, daß er es hinausstragen mußte, in die einsamen Felder oder in die Häuser der Bauern, wo er mit den Landleuten scherzen konnte. Hier vergaß er nicht nur die nüchternen Paragraphen der Justitia, sondern auch die Qualen seiner Brust, die düsteren Ahnungen von schmerzlichem Erdenweh wichen den Bildern, die eine gesegnete Landschaft ihm zeigte.

Auf dem Platz vor der Garbenheimer Kirche standen zwei mächtige Linden, deren breites Geäst vor den Strahlen der Sonne schüßte. Dahin ließ der junge Herr Doktor, wie die gefällige Birin den gern gesehenen Gast zu nennen pflegte, sich sein Tischchen aus dem Wirtshaus bringen, um bei einer Tasse Kaffee den Sommer zu lesen. Heute erinnert ein weißer Sandstein-Obelisk an den einstigen Ruheplatz des Dichters. Die alte Kirche ist in den sechziger Jahren ein Raub der Flammen geworden, und auch das alte Gasthaus steht nicht mehr. Aber in den Bauernhäusern lebt noch die Erinnerung an jene Zeit, und der heutige Wirt des Gasthauses zum Goetheplatz erzählt nicht ohne Stolz, was er aus den Schilderungen seines Großvaters Kinkler behalten hat; wie Goethe mit den Bauern seinen Tabak teilte, wie er mit den Knechten ins Roggenfeld fuhr, und wie er dann später als Greis in Weimar bei einer Truppenbesichtigung, die ihm ein befreundeter Regimentskommandeur vermittelt hatte, gefragt habe, ob auch Rekruten aus Weklar und Garbenheim da seien, und wie er beglückt war, als der alte Kinkler vortrat und dem Dichter auf allerlei Fragen nach diesem und jenem Bescheid tun konnte.

Die Akten des Reichskammergerichts in Weklar, die Goethes Schriftzüge trugen, sind längst vergilbt; aber etwas anderes war in jenen Tagen entstanden, das die Schranken der Jahrhunderte brechen sollte: der Roman „Die Leiden des jungen Werther“. Vier Tage nach seiner Ankunft hatte Goethe die schöne Tochter des Amtmanns Buff kennen gelernt; auf einem ländlichen Ball konnte Amor einen vollen Treffer melden, und dem oberflächlichen Beobachter mochte es scheinen, als ob Lottes heimlich Verlobter, der Legationssekretär Kestner aus Hannover, das Nachsehen haben werde. Aber die blonde Lotte faßte die Sache erheblich kühler auf, als Goethe gehofft hatte, wenn er zu ihren Füßen saß und Bohnen abschälte oder mit dem beherzten Mädchen unter dem Jubel der Perchen durch die sommerlichen Felder wanderte. Seine leidenschaftliche Zuneigung traf mehr auf schwererliche Gefühle als auf stärkere Wallungen des Bluts, und so sandte der etwas ermüdete Dichter der geliebten Freundin nach einem letzten Plauderstündchen in Kestners Garten am 10. September 1772 ein Abschiedskärtchen und verließ die Stadt, ohne Lebewohl zu sagen. Ein klüchtiges Wiedersehen im November konnte die gelockerten Fäden nicht mehr befestigen; wohl aber hörte Goethe in jenen Tagen von dem Selbstmord des jungen Jerusalem. Die Schilderungen Kestners von dem Schicksal, des hoffnungslos liebenden Kollegen, vermischen sich mit den Bildern seiner Phantasie, und Sonne und Welt standen Pate, als er in den „Leiden des jungen Werthers“ zugleich sein eigenes Glend beschrieb. Als das Buch

zwei Jahre später erschien und das Brautpaar die Schilderungen las, was Kestner nicht ohne Grund gekränkt; denn wenn Goethe diezüge zu dem Verlobten Lottes auch mehreren Gestalten abgewonnen hatte, um einen wirksamen Kontrast zu seinem Titelhelden zu schaffen, so glaubten doch Hinz und Kunz, hinter dem „elenden Geschöpf“, das Albert im Roman verkörperte, den jungen Kestner suchen zu müssen.

Noch einmal sahen Lotte und Goethe sich wieder. Es war in Weimar im Jahre 1816. Lotte kam auf den Einfall, sich in einem Bikjäckchen zu zeigen, das sie einst getragen und das Goethe immer besonders gut gefallen hatte. Sie vergaß, daß sie unterdessen Mutter von zwölf Kindern geworden war, und so machte die graue Hofratswitwe auf Goethes feinen Eindruck, der ihn für die einstige Geliebte begeistern konnte. Der Kranz auf Lottes Haar jedoch blieb grün; denn bald hatte das Buch, das bei allem Hange zu überspannter Gefühlseligkeit mit hinreichender Glut geschrieben war, den Weg auf den Büchertisch der ganzen gebildeten Welt gefunden. Zum erstenmal war dem Herzen sein Recht neben dem Verstande eingeräumt worden; die seelische Gewalt der Liebe hatte ihren auserwählten Kunder gefunden, nachdem eine allzu galante Zeit nur dem rein sinnlichen Verlangen gehuldigt, nachdem eine allzu bürgerliche Welt dem menschlichen Herzen immer nur ein ipsebürgerliches Biedermeierkostüm umgehängt hatte.

Was will es bejagen, daß empfindsame Schwächlinge in Werthers den Märtyrer sahen, zu dessen Nachfolge ein tragisches Geschick sie zwingen wollte, was kummerte es den Dichter, daß jedes junge Mädchen sich für eine neue Lotte hielt; auch Goethe war ein Mensch, der durch die Nöte der Pubertätsjahre hindurch mußte; auch er hatte schließlich der krankhaften Zeitimmung seinen Tribut zu zahlen. Jedenfalls konnte Goethe den Spott der klugen Frau v. Staël, daß sein „Werther“ mehr Selbstmorde verurteilt habe als die schönste Frau, so gut ertragen wie das Bekenntnis des großen Napoleon, daß er den Roman nicht weniger als siebenmal gelesen habe. Goethe wußte, daß jede selbstbewußte Jugend in Werther den Blutzug für ihre Herzensrechte sehen werde, und daß es schlimm sein müsse, „wenn nicht jeder einmal in seinem Leben eine Epoche haben sollte, wo ihm der Werther käme, als wäre er bloß für ihn geschrieben.“

In Weklar umringen dich die Geister jener Zeit auf Schritt und Tritt. Vom Lottehaufe, das seit kurzem wieder schmutz und freundlich aussieht, nachdem seine unteren Räume im Kriege als Milchausgabestelle benutzt waren, wanderst du zum ehemaligen Franziskanerkloster am Schillerplatz und entdeckst an dem Gebäude mit den beiden hohen Erkern die Marmortafel, die von dem Tode des unglücklichen Karl Wilhelm Jerusalem weiß. Noch stehen die schieferbedeckten Häuser in den schmalen Gassen, die zum Dom hinauführen und in denen die hagere Gestalt des bleichen Jerusalem den Spuren der Geliebten folgte, bis seine hoffnungslose Sehnsucht die Erde nicht mehr zu ertragen vermochte. Auf dem Friedhof suchst du vergebens sein Grab. Kein Holzkreuz, keine Inschrift zeugt von ihm. Und es erübrigt sich, Wem Goethe das Gedenkblatt schrieb, kann jedes weiteren Grabmals wohl entbehren. Viele Hunderte ruhen in seiner Nähe. Was weiß die Welt von ihrem Leben? Nichts. Und haben doch allein einmal vom Lichte der Liebe getrunken. . .

Draußen am Wöllbacher Brunnen schlägst du „Werthers Leiden“ auf und liest die Worte: „Ich weiß, nicht, ob täuschende Geister um diese Gegend schweben oder ob die warme himmlische Phantastie in meinem Herzen ist, die mir alles rings umher so paradiesisch macht. Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Melusine mit ihren Schwestern. Du gehst einen kleinen Hügel hinunter und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klarste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Ortes, das hat alles so was Anzügliches, so was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze. . .“ Wo sind die Mädchen, die zu Goethes Zeit aus der nahen Stadt kamen, um Wasser zu holen? Der Bergbau hat die Quelle unterbunden; nur spärlich rieselt noch das Wasserlein. Die alten Bäume rauschen längst nicht mehr; denn was dem Wurme standhielt, hat der Blitz zerstückelt. Im nahen Busch schlägt eine Nachtigall, sie singt das alte Lied und weiß warum. Die Liebe höret nimmer auf. . .

Wilhelm Schäfer / Die Badener Kur.

5.

Jemanden schien die Schelle dennoch gerufen zu haben; nicht lange, so klopfte es stark an die Thür, und eine Stimme begehrte Einlaß im Namen der Obrigkeit. Als der Junker von Borken, nicht eben rasch, aufgemacht hatte, kam vom Wirt hämisch geleitet, ein pudiger Herr mit einer Brille herein, der sich artig verbeugte, obgleich zwei Stadtholdaten mit blanken Knöpfen hinter ihm standen. Der Breitere erst einen versiegelten Akt aus auf den Tisch, ehe er amtswichtig aus einem anderen Papier zu lesen begann: Ob er der Junker von Borken wäre? Geboren auf Lehmfaten bei Füllich und wohnhaft daselbst? Ober er sich hiermit bekenne, dem Wirt zum Silbernen Engel, dem Juwelier Christoph, dem Tafelbier Lena und so fort diesen und jenen Betrag schuldig zu sein?

Es war eine lange Liste, die der Schuldenkommissar von Baden dem Junker von Borken da vorlas, und er hätte schon Joseph, den Diener, dahaben müssen, ja oder nein zu dem Aufmarsch der Ziffern zu sagen. So konnte er nur zornig entgegen, daß ihm eben der, den dies anging, durchgebrannt wäre, und daß die Hohe Behörde vielleicht besser daran täte, den Dieb zu fangen, als ihn hier mit dem Firtelanz zu bedrängen!

Er hätte das verächtliche Wort gegen eine Amtsperson besser nicht gebraucht; denn die Höflichkeit des Schuldenkommissars litt dadurch Schaden: Was einer Behörde zu tun beliebt, sagte er spitz durch die Brille, ginge das Publikum nur insofern an, als es den Anordnungen pflichtschuldigst Folge zu leisten habe. Sein Amt sei nicht, auf der Straße Diebe zu fangen, sondern läumige Schuldner zum Zahlen zu bringen. Sollte der Angeforderte dennoch die unterbreiteten Forderungen zu befehlen weder bereit noch offensichtlich in der Lage sein, so müsse er ihm die Schuldbriefe anfragen. Er möge also das Seine hier sammeln, soweit er es unbedingt brauche, und den Stadtholdaten in ein anderes Quartier folgen, wo er vorderhand billiger und sicherer untergebracht wäre!

Ob der Junker von Borken auf rheinische Art der badischen Unhöflichkeit fluchte und sich verchwor, in Zukunft eher nach Kreuznach oder sonst in ein Krähwinkel zur Kur zu gehen als nach Baden-Baden; ob er den Wirt einen groben Schuft hieß und den Juwelier einen sanften: es half ihm nichts; er mußte das Seine zu raffen versuchen — wobei er Joseph, den Diener, böser als bisher entbehrte — und durch den blaffen Triumph seiner Gläubiger, von den Stadtholdaten begleitet, die Ueberführung antreten.

Erst als er im Schuldurm eingesperrt sah und, seines Mißgeschicks grimmig lachend, bedachte, wie er am raschesten aus dieser zwangswelken Umständen wieder herauskäme, fielen dem Junker von Borken seine Bekannten in Baden ein. Jeder von ihnen, troste sein Ingrim, „hätte mir Bürge sein können für den Bettel.“ Aber als er sie einzeln aufrief in Gedanken, war, wo er ein Duzend Türen offen gesehen hatte, nicht eine einzige Spalte; denn wo die einzige Spalte war, stand das Fräulein aus Frankreich davor.

Er kam, das war gewiß, aus diesem Gefängnis nicht eher heraus, als bis er selber seine Schulden abgelöst hatte. „Ich muß einen Brief an Daubenspeck schreiben, den Verwalter!“ sagte er finkter entlichlossen und zog das Schuldenverzeichnis heraus, das ihm der Brillenkommissar ausgehändigt hatte. Aber der Anblick der Zahlenleiter allein zeigte ihm schon die Vergeblichkeit an. Wie soll ich mich auskennen in solchen Künften, da ich doch kein Spezereihändler bin!“ verzagte der Junker von Borken, knitterte einen Ball aus dem Papier und warf den Ball in die Luft.

6.

Einen anderen Ausweg zu suchen, maß der Junker von Borken das enge Gemach mit unbändigen Schritten und Blicken. Er fand, daß die Fenster rechtlichaffene Korbgitter hatten, und die Thür war verriegelt. Jedoch ein zwinkernder Greis schlürfte herein und fragte nach seinen Wünschen, als ob der Schuldurm ein Gasthof wäre; und es war ein leibhaftiges Tischlein deck dich, das ihm der Hausmeister herzaubern vermochte: „Es aehi in eine Rechnung!“ lachte der Schelmengreis listig.

Der Junker von Borken hatte seit langem nicht mehr so eifrig gegessen; als er danach bei einem Glas Rotwein sah und durch das Korbgitter gegen den Michaelsberg sah, der seine grüne Steile über die roten Hausdächer hob, schien ihm sein Mißgeschick nicht mehr so schlimm; ja er fühlte sich nach den üblen Umständen im „Silbernen Engel“ eher geborgen. Nur, als er unter den Baumkronen des Berges die Feder vom Libanon auftragen sah, wo das hintere Parktor der Frau von Demidow und der Pavillon waren, verdarb ihm die gelbe Dogae doch wieder die Stimmung. Während um Stunde ihre vier Wände um seine Eingesperrtheit stellte, nur das Licht vom Fenster wanderte sich taub an den Wänden, sprang manches in seinem Sinn auf, was lieber gegangen wäre, statt da in der Enge zu sitzen.

Mit der Dämmerung wurde die Lockung der roten Violette so laut, als stände sie unten im Hof und lachte mit einem anderen. Er hina zum andernmal an, die Thür und die Fenster zu prüfen;

und was ihm der Tag verborgen gehalten hatte, das zeigte die Nacht: Der eine Gitterkorb war so aus der Mauer gelockert, daß er sich um einen Spalt abheben ließ; und aus einem kleinen Spalt kraft seiner Hände einen groben zu machen, das war etwas anderes für den Junker von Borken, als Ziffern zu lesen.

Ob so ein Zimmer im zweiten Stock lag, einmal in der Kenntnis dieses Fluchtweges, ließ sich seine Unbändigkeit nicht mehr halten, die Freiheit zu suchen. Er wartete nur die Dunkelheit ab, bis er das Kunststück probierte, mit seinen Händen den eisernen Gitterkorb ganz aus der Mauer zu brechen, daß nur noch die oberen Rieten ihn hielten, unter ihm her an die Traufe und daran hinab auf das Gefims zu gelangen, um an der Steinante hängend den Sprung seitab auf den Abfallhaufen zu wagen.

Es ging viel leichter, als er gehofft hatte; aber unten war die Mauer selbst für die Leibgestalt des Junker von Borken zu hoch um den Hof. Hätte er nicht leise ein leeres Weinfäß anrollen und aufstellen können, er wäre in einer heimtückischen Falle gewesen. So kam er, wenn auch geschunden, hinüber; und als er dann in der dunklen Gasse dastand, wieder Herr seiner selber, hätten es Wochen sein können statt Stunden, daß er gefangen sah, so wild war das Gefühl seiner Befreiung und auch sein Stoß, dies ohne Joseph, den Diener, vermocht zu haben.

Zwar, daß er das Fräulein aus Frankreich noch im Pavillon fand, war nicht mehr zu hoffen; doch abarte er nicht, aus den Gassen den Weg zu suchen, wo die Feder vom Libanon stand.

7.

Es ging um dieselbe Zeit, und erst vierundzwanzig Stunden waren vorüber, seitdem der Junker von Borken aus seinem Spielerglück kam; nur hing der Mond noch hinter den Bergen, dem er gefiern ins blaue Dukatengesicht gelacht hatte. Die zweitausend Gulden sind fort, dachte er grimmig, als er im Dunkel der Feder vom Libanon stand, und mein Spielerglück ist hin: die Pforte der Liebe wird dennoch verschlossen sein! Aber der Griff gab nach, als er zögernd die Hand darauf legte; und der freudige Schreck ließ ihn für einen Augenblick alles vergessen.

Er stand schon im Gras hinter dem Gitter, als ihn ein knurrender Lant warnte. Sollte die gelbe Dogae wieder da sein? dachte er noch, da kam das Tier schon gesprungen. Gleich Hämern schlugen die Pfoten auf seine Schultern; er spürte den heißen Nachen vor seinem Gesicht, sah die Lichter des Tieres glühen im Dunkel und wußte sogleich, daß es die Dogae des Russen mit den Rastzähnen war, den sie den Fürtzen von Habegern hießen.

Es war dem Junker von Borken gewiß, daß die Dogae nicht eben von ungeschätztem Wert der Frau von Demidow machte, wo der Pavillon war. Die Eiferjucht und der Grimm, auch noch den verunglückten Liebhaber spielen zu müssen, machten ihn sinnlos; als ob er endlich mit den Händen zu greifen vermöchte, was ihm seit gestern so tüchtig feind war, griff er das Tier an. Daß er die Lichter des Hundes höllisch auf sich gerichtet sah und nur mit unmenhlicher Kraft den Nachen von seiner Gurgel abhalten konnte, indessen die Krallen ihm schon die Kleider zerrissen und in die Haut fuhren: das gab ihm die Wollust der letzten Vergeltung, wie wenn der heiße Nachen vor ihm die treulose Violette, der falsche Diener, der Wirt und Juwelier in einem wäre. Er brandete die Kiefer nur auseinander zu reißen und war an allem gerächt.

Aber nicht länger, als ein Baum braucht zu stürzen, hielt der Junker von Borken dem starken Tier stand. Und anders nicht, als wäre er selber ein Tier, gebrauchte er, sich wälzend im Gras, Hände und Füße, den Zähnen und Krallen zu wehren; denn nun hatte er gegen das wütende Tier zwei Hände und einen Nachen zu wenig.

Die Dogae des Russen war stark und wild; der Junker von Borken hätte den heißen Nachen nicht länger abwehren können von seiner Gurgel, wenn nicht, kaum daß ihr heißeres Geheul die nächtliche Parkhülle hörte, auch schon ein Pfiff und eilige Sprünge vom Pavillon gekommen wären. Immer noch wälzte er sich im Gras mit dem verbissenen Tier, das die herrischen Rufe des Russen nicht hörte und erst, als die Reipettiche klaffend hineinschlug, heulend abließ.

Schon aber eillen vom Hans her Lichter und Schritte, und helleres Hundegebell kam in das Geheul; noch eine halbe Minute, und es hätten sie da die Diener der Frau von Demidow aufgefunden. Mit einem Fluch sprang der Russe durch das Parktor hinaus, und sein Pfiff rief den Hund. Auch der Junker von Borken gewann noch den Weg, obgleich er sein warmes Blut rinnen fühlte und schwindlig war vor Erschöpfung. Einem festen Instinkt folgend wich er nach links hinauf gegen den Wald, in dessen der Russe zur Stadt hinuntergerannt war. Er hörte noch, wie die Dogae ihrem Herrn nicht folgte, wie sie die Diener und ihre Hunde ansah, wie lautes Geschrei und Geheul um das wütende Tier war und zuletzt die Stimme des Russen hineinkam; er selber troch durch die Hecke seitwärts hinein ins Gebüsch und blieb da liegen, weil ihm die Sinne vergingen.

(Fortsetzung folgt.)